

I. ›Max – who?‹

Das er außergewöhnlich war, Außergewöhnliches leistete, war im Grunde allen irgendwie bewusst. »Der Name Max Kommerell steht für eine wissenschaftliche und literarische Leistung von außerordentlichem Format«, stellt auch die erste größere Kommerell-Monographie von Hans Egon Holthusen dies gleich in ihrem ersten Satz entsprechend heraus.¹ Die Frage war nur (und ist noch immer): welche eigentlich? Auch Walter Benjamin hatte zuvor bereits von einem Meisterwerk ge- und dem Meister – Kommerell – etwas zugesprochen, »worauf seit langem unter den deutschen Literaturhistorikern kaum einer Anspruch machen konnte«, nämlich: »Autorität.«² Hingerissen offenbar. Denn warum sonst hätte er – politisch von der »anderen Seite« (wie er sagte) – gegen seine Gesinnung loben und seiner ersten dann noch eine zweite Rezension folgen lassen sollen, aus der noch unverhohlener und ungebrochener Bewunderung sprach?³ Mit Benjamin immer wieder in einem Atemzug genannt, stellt der Vergleich der beiden aber unwillkürlich auch den frappierenden Unterschied ihres aktuellen kulturellen Stellenwerts vor Augen. Gilt Benjamin inzwischen als einer der bedeutendsten Denker des 20. Jahrhunderts, ist der Name Kommerell heutzutage kaum noch jemandem bekannt, geschweige denn ein Begriff. Hierzulande wie übrigens genauso im Ausland, wo die Reaktion auf seine Nennung stets gleich ausfällt und ›Max – who?‹ lautet.⁴

Wer also war Max Kommerell und warum sollte man ihn heute noch kennen? Jeder Versuch, hierauf angemessen zu antworten, ist genötigt, weiter auszuholen und riskiert dabei, sich zu verheddern. 1902 in Münsingen (Schwäbische Alb) geboren, 1944, noch jung also, in Marburg/Lahn gestorben; von Berufs wegen Germanist, seinen Schriften nach eindeutig

ein Literaturwissenschaftler. So viel lässt sich festhalten. Damit enden aber die Gewissheiten auch schon und erste Zweifel kommen auf. Dass er sich sein Material immer wieder aus eher entlegenen Gegenden holte, sich bei der Wahl der Gegenstände also prinzipiell nicht an die Grenzen seines Faches hielt, könnte am Germanisten zweifeln und eher an einen Komparatisten denken lassen. Aber selbst am Literaturwissenschaftler als solchem ließe sich zweifeln – und das nicht ohne Grund. In der ersten seiner beiden Kommerell-Rezensionen wies Walter Benjamin nachdrücklich auf den »Reichtum echt anthropologischer Einsichten« hin. Ein verkappter Anthropologe womöglich?⁵ Andere sahen mehr einen Psychologen in ihm, einen Psychologen besonderer Art freilich, einen *poetischen* oder *historischen* Psychologen; und sie könnten sich hierbei sogar auf Äußerungen von ihm selbst berufen. Vergleiche mit C. G. Jung wurden immer wieder angestellt. Auch solche mit Aby Warburg. Beides aber leider stets nur *en passant*, also ohne den Vergleich weiter auszuführen und zu begründen (was dann deutlich gemacht hätte, dass mit dem Hinweis allein hier noch nichts geklärt ist).⁶ Schließlich gab es auch immer wieder Zweifel am ›Wissenschaftler‹ selbst. Schon des seltenen Tatbestands wegen, dass in Kommerells Fall dieser zugleich ein Künstler war und ist, der Kritiker Literat und dieser spürbar *auch* in seinen wissenschaftlichen Schriften am Werk, was sich konkret darin äußert, dass sich diese in ganz unüblichem Maße *auch* dichterischer Mittel bedienen und selbst elementarste Regeln wissenschaftlicher Prosa außer Acht lassen (Texte ohne Anmerkungen und Literaturangaben etc.).⁷ Bislang konnte sich keine dieser Auffassungen gegen die anderen durchsetzen, sich als Konsens etablieren. Und so blieb Kommerells ›Wissenschaft‹ – wenn es denn eine sein sollte – bis auf den heutigen Tag ohne Namen und ohne disziplinäre Zugehörigkeit; sein Werk ohne eine vorzeigbare Identität und so nach außen hin gesichts- und gegenstandslos. Was *auch* – und ganz erheblich – dazu beigetragen haben dürfte, dass es – im Unterschied zu dem Benjamins – trotz wiederholter (und in jüngerer Zeit deutlich verstärkter) Anstrengungen nicht zu einer Neu- oder Wiederentdeckung kam.

Beim Nachfolgenden handelt es sich daher um einen Versuch, Kommerells mutmaßliches Vorhaben deutlicher zu profilieren, es zumindest

in seinen Grundzügen zu rekonstruieren und deshalb um ›Annäherungen‹ in gleich mehrfacher Hinsicht. Zum einen, weil die hier versammelten Aufsätze, über einen Zeitraum von fast zwei Jahrzehnten entstanden (und teils schon andernorts erschienen), einen realen Prozess der Erschließung dokumentieren, der, mit seinen immer neuen Ansätzen und Perspektiven, tatsächlich eine ›Annäherung‹ darstellt; und zum anderen, weil das in ihrer Zusammenstellung sich hier schemenhaft abzeichnende intellektuelle Profil Kommerells zwangsläufig Skizze und Torso bleiben muss – ›Annäherung‹ also auch in einem relativierenden Sinne. Der Zusammenschluss der Beiträge zu einer umfassenden Gesamtdarstellung hätte – vor diesen *Annäherungen* – theoretisch noch immer vor allzu große Schwierigkeiten gestellt; ihre Verschmelzung zu einem einheitlichen Diskurs praktisch Eingriffe erforderlich gemacht, die faktisch einer Neuformulierung gleichgekommen wären. Und so wurde dann auch von vornherein ganz bewusst auf größere Eingriffe ebenso verzichtet wie auf den Versuch etwa, die zwischen den Beiträgen bestehenden Leerräume im Nachhinein zu füllen, sie zu komplettieren oder in ihnen hie und da bereits etwas ›historisch‹ gewordenen Positionen zu revidieren, sie zu ›korrigieren‹. Auch wurden die bei solchen Sammlungen unvermeidlichen Wiederholungen nur dort getilgt, wo dies ohne substantielle Eingriffe möglich war, bei Schlüsselzitate und Urszenen (aus *Werk und Kritik*) aber davon bewusst Abstand genommen. Der Charakter eines ›work in progress‹ sollte erhalten bleiben; schon deshalb, weil in diesem Fall – der besonderen Verfasstheit dieser Theorie (als einer nur implizit gegebenen) wegen – Gewissheiten ohnehin nicht zu erwarten waren. Dennoch erscheint es, das sei hier ausdrücklich festgehalten, ebenso unangemessen, der eigenen und besonderen Schwierigkeit dieser Texte von vornherein mit hermeneutischer Skepsis oder postmodernem Relativismus zu begegnen. Es gilt wohl auch für sie, was Kommerell von den Texten Goethes sagte und sich für deren Auslegung – im Hinblick auf den Zweiten *Faust* – selbst ausdrücklich als Maxime vorgab: einiges dürfte prinzipiell »unerschöpflich« sein, manches »mehrdeutig« bleiben, »sehr vieles« aber ist »deutbar, und nur auf eine Weise.«⁸

Das Werk Kommerells ist ganz fraglos ein Bau mit vielen denkbaren Zugängen. Wenn hier *einer* als gangbar aufgezeigt werden soll, so vor allem um damit zu belegen, dass es überhaupt einen ›Bau‹ (im Sinne eines systematischen Zusammenhangs der einzelnen Werke) gibt. Hauptanliegen dieser ›Annäherungen‹ wird daher sein, die dem Werk unausgesprochen zugrundeliegenden Prämissen freizulegen, deren Kenntnis für ein angemessenes Verständnis unerlässlich sein dürfte. Sie heben deshalb auch damit an, eine generelle Auslegungshypothese zu formulieren und Kommerells Vorhaben insgesamt – Hinweise des Autors aufnehmend – auf den Generalnenner einer ›Psychologie des Scheinens‹ zu bringen (was einer Art Theorie ästhetischer Erfahrung im weitesten Sinne gleichkäme).

Der erste Beitrag (hier Kapitel II)⁹ sucht die Omnipräsenz eines entsprechenden Begriffs im Werk aufzuzeigen und lässt dafür einige der repräsentativsten Aufsätze Kommerells Revue passieren, um sie durchgängig als Versuche kenntlich zu machen, dieses ›Scheinen‹ über dessen Verhältnis zu den elementarsten Formen menschlichen Handelns wie Wissen, Spielen, Sprechen etc. zu bestimmen. Der zweite Beitrag (Kapitel III)¹⁰ erprobt danach – die Perspektive verengend – diese These am theoretisch wohl bedeutendsten der Kommerellschen Aufsätze, an *Faust Zweiter Teil. Zum Verständnis der Form* (1937). Nicht zuletzt um darüber auch Aufschlüsse über die auffällige und rätselvolle Sonderstellung Goethes in Kommerells Denken zu erhalten.¹¹ Ausgehend von einem im Titel des Textes mutmaßlich angelegten Doppelsinn (wonach dieser nicht nur dem Verständnis der Form von Goethes *Faust II* dienen, sondern selbst auch zum Verständnis der eigenen Form vorgelegt werden sollte), soll hier gezeigt werden, dass die an der Oberfläche scheinbar bloß spielerisch improvisierenden Formbeschreibungen Kommerells durchaus – hier wie andernorts – einer strengen, in ihrem Untergrund befindlichen begrifflichen Ordnung folgen. Der dritte Beitrag (hier: Kapitel IV)¹² tritt dann mit der dabei gewonnenen These einer generellen Vorbildlichkeit Goethes an Kommerells Schiller-Aufsätze heran, um sich von der Ähnlichkeit des an Schillers späten Dramen entwickelten Begriff des ›Scheinens‹ mit Goethes ›Symbolischem‹ bestätigen zu lassen, dass bei Kommerell *auch* Schiller mit Goethe gelesen wird (demnach also durchaus möglich sein

müsste).¹³ An deren thematischer Konzentration auf den Aspekt der Macht soll außerdem – als einer der Grundzüge von Kommerells Verfahren – kenntlich gemacht werden, dass ein jeder seiner Aufsätze sich thematisch *einem* Aspekt dieses ›Scheinens‹ zuwendet, ihn in seiner theoretischen Relevanz für den Begriff zu erfassen und darzustellen sucht. Im Fall dieser Schüler-Aufsätze ist es der Aspekt der Macht; im Fall der sogenannten *Hölderlin-Gedenkrede* (von 1943) das moderne Phänomen des Ästhetizismus (hier: Kapitel V), der Sonderfall also eines *absoluten* ›Scheinens‹, bei dem dieses in den Rang und die Funktion eines Existenzprinzips aufrückt. Dafür steht Kommerell Hölderlin ein.¹⁴ »Hölderlin hat den Dichter verkörpert«, stellt die *Gedenkrede* Ästhetizismus gleich eingangs als ihr eigentliches Thema heraus, denn, so wird ausdrücklich betont, »das unterscheidet ihn von den andern ...«. ¹⁵ Der fünfte Beitrag (Kapitel VI) sucht Kommerells Denken über Ähnlichkeiten mit dem mutmaßlich verwandter Denker zu profilieren und über die Zugehörigkeit zu einer (wenig beachteten) Denktradition von ›Goethe-Wiederholern‹ zu charakterisieren und diese über die geistige Wahlverwandtschaft mit zwei anderen Vertretern dieser Denktradition zu konsolidieren, zwei prominente ›Goethe-Wiederholern‹, die so genannt werden, weil ihre alles bestimmende Grundeigenschaft letztlich darin liegt, sich geistig an Goethe auszurichten: gemeint sind Ernst Cassirer und Walter Benjamin. Die Kapitel I und VII schließlich sollen anhand einer kleinen Geschichte der Kommerell-Rezeption die Schwierigkeiten vor Augen führen, mit denen jeder Versuch einer Annäherung an Kommerell sich konfrontiert sieht und abschließend zusammenstellen, was dieser im letzten seiner Werke, in den sogenannten *Beiträge(n) zu einem deutschen Calderon*, an Hinweisen (auch im Hinblick auf das Nachleben seines Werks) hinterlegt hat, um eine ihm angemessene Lektüre zu fördern und zu erleichtern – recht eigentlich erst zu ermöglichen.

›Puck‹ hatte Stefan George diesen vielversprechendsten seiner Jünger beim Eintritt in den ›Kreis‹, wohlwollend, genannt; ihm ein gehässiges ›Kröte‹ hinterher geworfen, als er diesen, 1930, nach zehnjährigem ›Dienst‹ dann